

## In der Krise hilft immer...

*Ökologie oder Kapitalismus, mehr Europa oder mehr Digitalisierung: Corona bestätigt jeden in dem, was ihm vorher schon das Liebste war*

Nichts bestätigt die eigenen Lieblingsideen so zuversichtlich wie ein welterschütternder Einbruch des unvorhersehbar Neuen. Das klingt zunächst überraschend, ist aber der klare Befund, wenn man die politische und geistige Verarbeitung der Covid-19-Krise betrachtet. Es wird zwar ständig davon geredet, was für eine tiefe Zäsur Corona darstelle und dass jetzt fundamentales Umdenken nötig sei. Doch sind es in der Regel nur die anderen, die umdenken müssen, während man selbst offenbar die Lektionen der Pandemie schon gelernt hatte und längst auf dem richtigen Weg war, bevor die Krankheit sich überhaupt bemerkbar machte.

Papst Franziskus etwa ruft in seiner jüngsten Enzyklika mit dem Titel *Fratelli tutti* über die soziale Geschwisterlichkeit zu einem weitreichenden Mentalitätswandel auf: „Der Schmerz, die Unsicherheit und das Bewusstsein der eigenen Grenzen, welche die Pandemie hervorgerufen haben, appellieren an uns, unsere Lebensstile, unsere Beziehungen, die Organisation unserer Gesellschaft und vor allem den Sinn unserer Existenz zu überdenken.“ Dann macht das Kirchenoberhaupt klar, was es aus seiner Sicht in Zukunft zu meiden gilt: „Ist die Gesundheitskrise einmal überstanden, wäre es die schlimmste Reaktion, noch mehr in einen fieberhaften Konsumismus und in neue Formen der egoistischen Selbsterhaltung zu verfallen.“ Vor Kaufrausch und Eigennutz hat Franziskus natürlich auch vor Corona bereits ständig gewarnt. Die Kritik des entfesselten Kapitalismus ist sein Markenzeichen. Wie immer man die Qualität seiner Diagnose einschätzt: Die angeblich grundstürzende Viruskrise hat den Papst gerade nicht (wie behauptet) irritiert, sondern im Gegenteil in seiner vertrauten Sicht der Dinge bestärkt.

Genauso mit sich im Reinen, freilich im komplett entgegengesetzten Sinne, zeigt sich ein Organ von vergleichbarer lehramtlicher Autorität in einer konkurrierenden Glaubensgemeinschaft, der Kirche der Marktwirtschaft und Unternehmerfreiheit. „Der Kapitalismus rettet uns“, lautete am vergangenen Wochenende die ganzseitige Schlagzeile auf Seite eins der *Neuen Zürcher Zeitung*, des traditionsreichsten wirtschaftsliberalen Blattes im deutschen Sprachraum. Für die Zeitung ist Corona nicht (wie für den Papst) ein Argument gegen die individualistische Wettbewerbsgesellschaft, sondern vielmehr eines dafür: Die schnelle Entwicklung der Impfstoffe zeige, zu welchen Großtaten gewinnorientierte Privatfirmen fähig seien (auch wenn sie dabei, na ja, ein bisschen vom Staat unterstützt werden). Nur war die überragende Leistung gewinnorientierter Privatfirmen schon lange vor der Pandemie eine unerschütterliche Überzeugung der NZZ. Die Krise, in der sie die Rettung von anderswoher als von den segensreichen Marktkräften erhofft hätte, wurde noch nicht gefunden. Die Redaktion hat ihre Kapitalismushymne ebenso fertig aus der Schublade gezogen wie Papst Franziskus seine Kapitalismuskritik.

So steht es durchgängig mit dem vermeintlichen Lernen aus der Pandemie. Ökologen sehen die Vorzüge der Selbstbeschränkung und Entschleunigung bewiesen, weil exzessives Herumreisen das Virus verbreitet; sie waren aber bekanntlich schon vor, aus Klimagründen, gegen das exzessive Herumreisen. Ökologieskeptiker finden, dass Wachstum jetzt unbedingt Vorrang vor Umweltschutz haben müsse, um die ökonomischen Lockdown-Schäden zu beheben – als ob sie jemals Vorrang für den Umweltschutz gefordert hätten. Die Europäische Kommission will gegen Corona mehr Europäisierung, also das, was sie immer will. Brexiteers erkennen im europäischen Impfvorsagen die endgültige Rechtfertigung für den britischen Austritt aus der EU, an dem sie auch davor nicht gezweifelt haben. Chinafeinde haben dank der Ausbrütung der Seuche auf chinesischen Tiermärkten einen frischen Grund zur Chinafeindschaft, die seit Jahren ihr Weltbild beherrscht. Asienfreunde stellen mit Genugtuung fest, dass Corona die Machtverschiebung nach Fernost beschleunigt, über die sie bereits Dutzende von Leitartikeln verfasst haben. Und ist uns nicht auch vor der homeofficegetriebenen Karriere des virtuellen Meetings schon einmal zu Ohren gekommen, dass der Digitalisierung die Zukunft gehört?

Alle diese Analysen mögen jeweils falsch oder richtig sein; einige werden sich gewiss bestätigen. Nur kann man schwerlich so tun, als seien sie das Produkt von Überraschung, Neugier und Lernbereitschaft. Sie sind vielmehr Ausdruck fröhlicher Rechthaberei. Das gilt übrigens, was nicht verheimlicht werden soll, auch für diesen Artikel. Seinen Verfasser hat ebenfalls keineswegs erst die Corona-Debatte auf die Idee gebracht, dass der Mensch ideologisch träge ist und sich im Kopf gemeinhin nicht viel Aufregendes tut, wenn Wendepunkte, Neuaufbrüche und Paradigmenwechsel verkündet werden. Den Verdacht hegte er vielmehr schon lange, und auch ihm liefert die Pandemiediskussion bloß das willkommene Belegmaterial.

Gut möglich, dass dieser Rückfall in ausgefahrene Denkbahnen nicht unsere spezielle Schwäche, sondern vollkommen normal, womöglich sogar unvermeidlich ist. Es gibt zahlreiche historische Beispiele für den Reflex. Wenn in früheren Seuchenzeiten die damaligen Vordenker und Sinndeuter, also die Prediger auf der Kanzel und auf dem Marktplatz, ihre Katastropheninterpretationen vorlegten, waren sie auch nicht sonderlich originell. Unzucht und Völlerei, hieß es dann, allgemeiner Sittenverfall und mangelnde Frömmigkeit hätten den Zorn Gottes heraufbeschworen und die pestilenzialische Heimsuchung verschuldet. Genau diese Sünden hatte die Priesterschaft aber natürlich bereits vorher ausgiebig angeprangert; nur dass keiner auf sie hören wollte. Jetzt, in der Stunde der Not, witterte die Geistlichkeit die Chance, mit der bislang vergebens geschwungenen Bußkeule endlich einen Volltreffer zu landen.

Wahrscheinlich ist es einfach zu viel verlangt, ausgerechnet im dramatischen, zugespitzten Ausnahmezustand frische Ideen zu erwarten. Wenn das Gebälk des Lebens kracht, hat man schlicht die innere Freiheit nicht, sich richtig kühne Gedanken zu machen. Die akute Krise ist der passende Augenblick, um sich an Einsichten zu erinnern, die vielleicht noch nicht umgesetzt, aber im Prinzip längst akzeptiert sind; das Vorantreiben der Digitalisierung ist ein typisches Beispiel. Um auf das wirklich Neue zu kommen, braucht man dagegen – Ruhe.

**Jan Ross**

*(Quelle: DIE ZEIT Nr. 7, 11. Februar 2021, S. 5)*